



**J.B.METZLER**

# I. Zur Biographie

Am Ende seines Lebens war Michel Foucault eine öffentliche Figur, nicht nur in Europa, sondern fast überall auf der Welt, und wollte doch unerkannt bleiben und allein durch seine Texte wirken. In einem anonymen Interview hat er 1980 der Sehnsucht nach einer philosophischen Diskussion ohne Ansehen der Person Ausdruck verliehen (DE IV, 128–137) – und zugleich durch die Art der Argumentation sich mehr als deutlich zu erkennen gegeben. Der Schriftsteller und Denker Foucault war darum bemüht, sein persönliches Leben weitgehend privat zu halten, selbst unter dem Druck eines steigenden öffentlichen Interesses. In seinem Denken hat er der Idee der personalen Identität eine entschiedene Absage erteilt. Er wollte nicht »jemand sein«, sondern »ein anderer werden«. Foucaults Lebensumstände zu erzählen und verständlich werden zu lassen, ist daher kaum leichter, als die gedankliche Bewegung in seinem Werk zu protokollieren.

Drei Biographen (Eribon, Macey, Miller) haben Foucaults Leben ausführlich beschrieben, daneben vermitteln eine Reihe von Schilderungen aus der Feder von Freunden wie dem Altphilologen Paul Veyne (1992, 2008) oder dem Schriftsteller Maurice Blanchot (1987) einige Details. Der französische Biograph Didier Eribon gehörte zum Freundeskreis; er hat in zwei Büchern gut recherchierte Essays zur intellektuellen Biographie Foucaults vorgelegt (Eribon 1991, 1998). Aus der Gruppe von Foucaults amerikanischen Beobachtern und Bewunderern stammen die Biographien von David Macey (1993) und James Miller (1995). Miller will Foucault von dessen späten Ideen eines experimentellen Lebens her interpretieren; Macey zeichnet historisch genau die Stationen einer abwechslungsreichen Karriere nach. Nicht lange nach dem Tod Foucaults im Jahr 1984 liegen damit ausführliche Studien zu seinem Lebensweg vor.

Der Ruhm als brillanter Schriftsteller, die Aura des nonkonformen Geistes, das Gewicht seiner

philosophischen Einsichten – all das macht Foucault attraktiv und entzieht seine persönliche Geschichte einer nüchternen Betrachtung. Die Tatsache, dass er unbestritten als Meisterdenker gilt, führt die Leser seiner Werke immer wieder über die Textarbeit hinaus und lässt sie fragen, wer dieser Mensch war, der über das »Verschwinden des Menschen« philosophierte, der trotz einer erfolgreichen intellektuellen und akademischen Karriere danach verlangt, »ein anderer zu werden«. Die Rekapitulation der äußeren Lebensstationen Foucaults – wenig ist verlässlich bezeugt – kann diese Fragen weniger beantworten als vertiefen.

## 1926–1951

Michel Foucault wurde als Paul-Michel Foucault am 15. Oktober 1926 in eine bürgerliche Familie in Poitiers geboren. Sein Vater, Dr. Paul Foucault, war Arzt und lehrte an der Medizinschule, seine Mutter, geborene Anne Malapert, entstammte ebenfalls einer Familie von Ärzten und brachte eigenes Vermögen in die Ehe mit. Foucault hatte eine ältere Schwester und einen jüngeren Bruder; er wuchs in relativem Wohlstand auf, mit Bediensteten und einer eigenen Landvilla, wo die Familie bis zum Ausbruch des Krieges 1939 regelmäßig die Sommerferien verbrachte. Die Familie war katholisch, allerdings nicht strenggläubig. Während des Krieges blieb die Familie in Poitiers und arrangierte sich mit der von der deutschen Besatzungsarmee geduldeten Regierung des Marschalls Pétain.

Foucault wurde 1930 in das Gymnasium »Henri IV« in Poitiers eingeschult, zusammen mit seiner älteren Schwester, die er nicht alleine zur Schule gehen lassen wollte, weshalb man ihn vorzeitig einschulte. 1940 wurde Foucault in das Collège Saint-Stanislas umgeschult, eine katholische Schule, weniger streng als das Jesuitengymnasium am Ort. 1943 schloss Foucault die Schule mit überdurchschnittlich guten Noten ab.

Dem Wunsch seines Vaters, die Familientradition der Ärzte fortzusetzen, entsprach Foucault nicht und begann die Vorbereitung auf die Ecole Normale Supérieure (ENS), einen eigentlich zweijährigen, durch den Krieg auf ein Jahr verkürzten Vorbereitungskurs (Khâgne) für das Studium der Human- und Geisteswissenschaften. Weil er die Eingangsprüfung für diese Eliteeinrichtung zunächst nicht schaffte, begann Foucault 1945 in Paris am Gymnasium »Henri IV« erneut mit dem Vorbereitungskurs. Dort hatte er u. a. den französischen Hegelkenner und Philosophen Jean Hyppolite als Lehrer; einer seiner Prüfer war der Wissenschaftshistoriker Georges Canguilhem. Nach erfolgreich bestandener Eingangsprüfung konnte Foucault 1946 das Studium an der ENS aufnehmen. Die unter Napoleon gegründete Einrichtung feierte damals gerade das 150. Jahr ihres Bestehens.

Studierende an der ENS sind in Frankreich als Staatsstipendiaten privilegiert und werden als die besten Lehrer des ganzen Landes ausgebildet. Berühmte Absolventen waren etwa Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre, zwanzig Jahre vor Foucault. Dieser hatte als Lehrer u. a. den marxistischen Philosophen Louis Althusser. Foucault galt als fleißiger Student, aber psychisch waren es wohl schwere Jahre, wie Freunde berichteten; von Depressionen ist die Rede; auch Selbstmordversuche sind bezeugt. Foucault begab sich verschiedentlich in medizinische Behandlung. Nach einem gescheiterten Versuch 1950 schloss er 1951 sein Studium mit der Agrégation im Fach Philosophie ab. Schwerpunkt seiner Ausbildung war die Psychologie, gefördert u. a. durch seinen engen Kontakt mit Daniel Lagache, der das Fach an der ENS 1947 eingeführt hatte. Durch Vermittlung von Althusser scheint Foucault Mitglied der Kommunistischen Partei Frankreichs geworden zu sein, was er später leugnete und jedenfalls nie aktiv umgesetzt hat.

## 1952–1960

Im Oktober 1952 bekam Foucault eine Stelle als Assistenzprofessor für Psychologie an der Universität in Lille. Er wohnte weiterhin in Paris und verbrachte nur zwei bis drei Tage in der Woche im

250 km entfernten Arbeitsort, wo er im Hotel übernachtete. Zu Foucaults Interessen gehörten Literatur und Musik, mit deren wichtigsten jungen Vertretern, Pierre Boulez und Jean Barraqué, war er befreundet. Über persönliche Kontakte erhielt Foucault Kenntnis von Ludwig Binswangers Werk; es sollte der Gegenstand seiner ersten Veröffentlichung sein. Der Schweizer Psychoanalytiker Binswanger war der Begründer der »Daseinsanalyse«, einer existentialistischen Psychotherapie mit Anlehnung an Martin Heideggers Philosophie.

Foucault kam allerdings schnell von diesen Ansätzen ab. Später hat er seine frühen Schriften, darunter ein historischer Überblick über die Geschichte der Psychologie zwischen 1850 und 1950 (DE I, 175–195), nicht als eigene Werke gelten lassen wollen, sich jedenfalls nicht mehr darauf bezogen. Das gilt auch für das Buch über *Geisteskrankheit und Persönlichkeit*, das 1954 erschien, neu überarbeitet als *Geisteskrankheit und Psychologie* 1962 (F 1968).

Als vielfach interessierter und interdisziplinär neugieriger Denker war Foucault ein »Netzwerker«, der sich seine geistigen wie seine persönlichen Allianzen selber schmiedete. Von zentraler Bedeutung war die Begegnung mit dem Religionsphilosophen Georges Duménil, denn sie brachte eine berufliche Wende: Foucault verließ Frankreich und leitete ab August 1955 das französische Kulturinstitut im schwedischen Uppsala. Dieser Wechsel ist bis heute unter französischen Akademikern nicht unüblich: Man fördert die eigenen Aussichten im Wissenschaftsbetrieb durch Übernahme halb administrativer, halb wissenschaftlicher Aufgaben an Einrichtungen Frankreichs im Ausland. Später sagte Foucault, er habe die Abwechslung gesucht und darum Frankreich gerne verlassen (Macey 1993, 72 f.).

Wir wissen jedenfalls, dass Foucault seine gleich nach Studienabschluss begonnenen Forschungen zur Geschichte des Wahnsinns und der Unvernunft intensiviert, auch wenn er nur in den Sommermonaten Pariser Bibliotheken nutzen konnte. In Schweden versuchte Foucault sogar, eine erste Fassung von dem, was später *Wahnsinn und Gesellschaft* (1961) werden würde, als akademische Qualifikationsarbeit einzureichen, wurde aber abgelehnt.

Die offiziellen Aufgaben in Uppsala bestanden vor allem im Unterricht an der Universität, der Literatur und Kultur Frankreichs allgemein betraf. 1958 stand ein neuer Wechsel an, als Foucault zum Leiter des Frankreichzentrums der Universität in Warschau ernannt wurde, wiederum durch Dumézil vermittelt. Auch in Warschau unterrichtete Foucault die volle Breite französischer Kultur, war zugleich stärker in die politische Arbeit des französischen Außenministeriums eingebunden. Gute Kontakte dorthin halfen ihm, nachdem eine homosexuelle Affäre ruchbar geworden war, Polen und die »Unterdrückungsgewalt der Kommunistischen Partei« (Macey 1993, 86f.) vorzeitig zu verlassen. Man bot ihm das französische Kulturinstitut in Hamburg an. Neben den auch dort üblichen Lehrverpflichtungen arbeitete er weiter an seinem ersten großen Werk. Foucault kehrte im Herbst 1960 nach Frankreich zurück: ein knapp 34-jähriger, weit gereister und bereits vielfältig erfahrener brillanter Kopf mit einer enormen Arbeitsdisziplin.

### 1961–1969

Foucaults Lebensumstände veränderten sich zum Zeitpunkt der Rückkehr nach Frankreich. Durch den Tod seines Vaters kurz zuvor und die damit verbundene Erbschaft konnte er sich eine eigene Wohnung in Paris kaufen, in der bald der Soziologe Daniel Defert der häufigste Gast war, sein neuer und bleibender Lebensgefährte. Für Foucault begann die Phase der Fertigstellung seines ersten großen Buchmanuskripts, das durch glückliche Umstände und durch die Mitwirkung seines früheren Prüfers Canguilhem Grundlage einer Dissertationsverteidigung werden konnte, die als »Soutenance de Thèse« strenger als eine deutsche Doktorprüfung organisiert ist und stärker über das künftige akademische Schicksal entscheidet. Neben dem Manuskript zu *Wahnsinn und Gesellschaft* bestand ein zweiter Teil der Prüfungsvorleistung in der Einleitung zu Kants Schrift über Anthropologie (Kant 2008). Beide Prüfungsteile wurden durch Foucaults früheren Lehrer Hippolyte und durch Maurice de Gandillac begutachtet, einem Experten für die Kultur des Mittelalters

und der Renaissance. Zur Jury gehörten außerdem der Philosophiehistoriker Henri Gouhier, der Psychologe Lagache und Canguilhem.

Die Kommission kam zu dem ungewöhnlichen Ergebnis, dass Foucault ein brillanter Kopf sei, seine vorgelegten Schriften allerdings Verständnisschwierigkeiten bereiteten. Das kann jeder Leser von *Wahnsinn und Gesellschaft* bis heute nachvollziehen: Eine Fülle von Einsichten, geistreiche Interpretationen von Literatur, Kunst und Philosophie, sowie eine ausgeprägte Fähigkeit zur Kritik etablierter Denkschemata werden in einer gelegentlich traumhaft beflügelten Sprache vorgetragen, mit evokativem Duktus, den Foucault nie ganz aufgegeben hat und der zu seinem Ruhm als philosophischer Schriftsteller beitrug.

Foucaults Beschäftigung mit der Wissenschaftsgeschichte setzte sich in dem Werk *Die Geburt der Klinik* (1963) fort, seine literarischen Interessen dokumentiert ein Buch über den Schriftsteller Raymond Roussel (1963). Mitte der 1960er Jahre schrieb Foucault zudem einige Aufsätze über Georges Bataille, Pierre Klossowski, Maurice Blanchot und andere Schriftsteller (s. Kap. II.11.2). Foucaults Netzwerke bildeten eine kleine Akademie, aus der heraus er auf mehreren Ebenen Wirkung entfaltete: als Gesprächspartner im Pariser Intellektuellenmilieu (zu dem in großer Nähe zu Foucault damals auch Roland Barthes gehörte), als akademischer Lehrer vor Studierenden, als literarischer Essayist vor dem allgemeinen Lesepublikum. Die brillante Rhetorik Foucaults ist auch in einigen schulpädagogischen Fernsehsendungen aus den 1960er Jahren dokumentiert.

Foucault pendelte weiterhin beruflich, nun nach Clermont-Ferrand, wo er von 1960 bis 1966 Philosophie und Psychologie unterrichtete (Defert 2001, 19–27). Nach allem, was wir wissen, füllte ihn diese Stelle nicht aus, auch hatte er wohl öfters Streit mit seinem Kollegen Roger Garaudy, einem bekannten Intellektuellen und engagierten Kommunisten. Foucaults politisches Profil war nicht parteipolitisch orientiert, sondern schon damals eher subversiv ausgerichtet und bewusst nicht tagespolitisch konnotiert (Eribon 1991, 214 ff.). Noch in der ersten Hälfte der 1960er

Jahre, die bei Foucault von einer enormen Publikationsaktivität geprägt war, entstand das Buch *Die Ordnung der Dinge* (1966), das ihn über die Grenzen Frankreichs hinaus nachhaltig bekannt machen sollte.

Man muss sich den gelehrten Charakter des Werkes und den kompletten Themenwechsel vor Augen halten, um Foucaults Leistung zu würdigen und zu verstehen, dass die schriftstellerische Energie dieses Denkers aus einer in Archiven und Bibliotheken betriebenen intensiven Forschung stammt. Foucault schreibt sich sozusagen durch die kulturellen Archive des alten Europa und gelangt mit seiner »Archäologie der Humanwissenschaften« über die Geschichte der Vernunft und des Wahnsinns hinaus zur Problematisierung der Humanwissenschaften schlechthin, worunter auch die Philosophie zählt, die er selber unterrichtet.

Sein offen kritischer Umgang mit den etablierten Wissensbeständen und seine polemische Ader verwickeln Foucault in manche Kontroverse, beispielsweise mit dem unwesentlich jüngeren Jacques Derrida über die Interpretation der Philosophie von René Descartes (vgl. DE II, 300–331; Derrida 1972). Foucaults kursorische Abwertung von Descartes in *Wahnsinn und Gesellschaft*, seine gezielte Kritik am rationalistischen Denken in der Demontage des »Gründervaters der modernen Philosophie« führte zu einem Schlagabtausch mit Derrida über die Grenzen der Philosophie. Nicht weniger polemisch war in dieser Zeit Foucaults Auseinandersetzung mit Jean-Paul Sartre. Dessen Kritik an Foucaults *Die Ordnung der Dinge* lief paradoxerweise darauf hinaus, das Werk als bürgerlich zu bezeichnen, weil es zu keiner Veränderung der Gesellschaft beitragen könne (vgl. DE I, 845–853; Schiwy 1984, 212–217). Sartre stellte Foucault in die geschichts- und politikfeindliche Ecke des Strukturalismus, was Foucault gegen den Strich ging. Zwar hatte er in *Die Ordnung der Dinge* den Strukturalismus »das erwachte und unruhige Bewußtsein des modernen Wissens« (OD, 260) genannt, beeilte sich aber, im Vorwort sowohl zur deutschen wie zur englischen Übersetzung, gegen das Etikett zu wettern, was bei seinen Zeitgenossen weit weniger Verständnis fand als bei späteren Interpreten

(Pinguet 1991). Heute gilt Foucault nicht mehr als Strukturalist und scheint überhaupt keiner Strömung so recht anzugehören, weder auf philosophischem noch auf politischem Gebiet.

Die überlieferten biographischen Zeugnisse reichen nicht aus, um Foucault als einen tatsächlich sich immer neu entwerfenden Menschen zu qualifizieren. Intellektuell aber sprechen die permanenten Revisionen der Arbeits- und Interessenschwerpunkte und die damit verbundenen begrifflichen Transformationen eine deutliche Sprache, die auch im Buch *Archäologie des Wissens* (1969) zum Ausdruck kommt. Dieses Werk setzt einen Abschluss unter die »archäologischen« Arbeiten der 1960er Jahre und eröffnet das Feld der Diskursanalyse, die Foucault mit seinen bald »Genealogie« genannten Studien auch in eine politikwissenschaftliche Sphäre führt. Die damals bereits in der ganzen Welt vorhandenen Leser Foucaults registrierten mit Aufmerksamkeit, wie Foucault in der *Archäologie des Wissens* sein philosophisches Programm einer historischen Beschreibung und phänomenologischen Rekonstruktion zum Ansatzpunkt für neue Fragestellungen umformt, die auch gesellschaftliche Problemfelder direkt betreffen.

Den Durchbruch des politischen Denkens bei Foucault würde man gerne mit dem Jahr 1968 identifizieren, und so falsch ist das nicht. Allerdings war Foucault 1968 nicht direkt dabei, denn er lebte und arbeitete nicht in Paris, sondern in Tunis. 1966 schon hatte seine akademische Karriere einen Schlenker gemacht, wiederum aufgrund der in Frankreich nicht unüblichen Kooperation zwischen dem Wissenschaftsministerium und dem Außenministerium. Foucault wechselte an die Universität von Tunis, und nimmt also genau dann Abstand zum Pariser Intellektuellenleben, als dieses ihn als Meisterdenker zu vereinnahmen beginnt. Es scheint sogar der Fall zu sein, dass Foucault die Distanz zu den Aufregtheiten von Paris suchte und Tunis eine günstige Gelegenheit bot (Macey 1993, 186–188). Er war dort an einer französischen Exiluniversität gewissermaßen in einer Art pädagogischer Provinz, wiewohl publizistisch in Frankreich mehr denn je präsent. Zu den intellektuellen und politischen Aufregtheiten im Vorfeld des Mai

1968 hat Foucault zeit seines Lebens eine nüchterne Distanz bewahrt.

Noch vor Ende des vertraglich dreijährigen Einsatzes in Tunesien wurde Foucault Ende 1968 nach Paris gerufen, um am Aufbau der Reformuniversität im Vorort Vincennes mitzuwirken. Diese Universität (heute Paris VIII in St. Denis) nahm Studierende ohne definierte Hochschulreife auf und verlieh Abschlüsse, die lange Zeit anderswo kaum anerkannt wurden. Sie war ein Hort der permanenten pädagogischen und disziplinären Verunsicherung und gab manchem unorthodoxen Lehrer wie beispielsweise dem Philosophen Gilles Deleuze, der zusammen mit Foucault dort anfang (und mit dem er zeitlebens in freundschaftlicher Verbindung stand), eine Wirkungsstätte. Foucaults Einsatz als Lehrer und Organisator verdankte sich vermutlich auch seinen guten Beziehungen in Regierungskreise sowie dem Zutrauen der entscheidenden Bürokraten in einen unabhängigen und unparteiischen Denker (Macey 1993, 221–224). In Vincennes wirkte Foucault knapp zwei Jahre, dann wurde er in das Collège de France gewählt und erhielt damit die höchste und beste Stellung, die ein Wissenschaftler in Frankreich haben kann.

### 1970–1984

Der Prozess der Berufung an das Collège de France ist in den Biographien von Eribon und Macey ausführlich geschildert; die Durchsetzung Foucaults gegen seine Konkurrenten Paul Ricœur und Yvon Belaval war letztlich unproblematisch. Weil die Lehrstühle ad personam vergeben und nach dem Wunsch des Inhabers benannt werden, gab es ab 1970 am Collège de France keinen neuen Lehrstuhl für die Philosophie der Handlung (Ricœur) und keinen für die Geschichte der rationalen Philosophie (Belaval), sondern einen für die »Geschichte der Systeme des Denkens« (Foucault). Am 2. Dezember 1970 las Foucault seine Antrittsvorlesung über *Die Ordnung des Diskurses*. Er unterrichtete am Collège de France bis 1984, konzentriert in den Wochen von Januar bis April (mit einer einzigen Unterbrechung 1977). Foucault bot zunächst die traditionelle Mischung von Vorlesungen und Seminaren an,

ging später dann zu Doppelvorlesungen über. Die schriftstellerischen Früchte dieser Jahre sind noch im Erscheinen begriffen: Bis ca. 2011 werden alle 14 Vorlesungstexte Foucaults aus Manuskripten und Mitschnitten rekonstruiert und veröffentlicht sein.

Die Mitglieder des Collège de France haben alle Forschungsfreiheiten, wenige Lehrverpflichtungen und keine Verwaltungsaufgaben. Sie prüfen nicht und qualifizieren keinen Nachwuchs in der an Universitäten üblichen Weise. Es gibt daher niemanden, der bei Foucault in dieser Zeit promoviert hätte. Es gibt allerdings sehr viele, die zu seinen Füßen saßen und sich von ihm inspirieren ließen: Studierende kamen aus der ganzen Welt nach Paris, um ihn zu hören. Nachbarhörsäle wurden mit Tonübertragungen zu Räumen, in denen einzig das Wort des forschenden Denkers widerhallte. Foucault war eigentlich kein guter Vorleser, eher ein präziser Übermittler perfekt ausformulierter Texte. Und er probierte immer wieder neue Themen und Konzepte aus, die bis heute diskutiert werden: Bio-Politik, Gouvernementalität, Wahrsprechen, Ästhetik der Existenz.

Die intellektuellen Akzente, die Foucault ab 1970 setzt, sind einigermaßen heterogen und fordern die Interpreten bis heute heraus. *Die Ordnung des Diskurses* kündigt bereits eine politische Akzentuierung der Philosophie von Foucault an, die in den Büchern *Überwachen und Strafen* (1975) und *Der Wille zum Wissen* (1976) vertieft wird. Auch berühren nun manche kleinere Texte den Bereich des Politischen, den Foucault in vielen parallel veröffentlichten Essays erkundet und in neuer Weise philosophiefähig macht. Der Professor ist auf dem Zenit seiner akademischen Anerkennung alles andere als eine abgehobene Figur im Elfenbeinturm.

Das persönliche Leben Foucaults in den letzten acht Jahren war, wenn man einer Reihe von Andeutungen glauben kann, die besonders James Miller zusammengetragen hat, vor allem durch den Versuch bestimmt, seine Homosexualität als Lebensform zu bekennen und zu kultivieren. Foucault beginnt, in einigen Interviews sein Leben als Intellektueller und homosexueller Mann zu reflektieren (DE IV, 200–206; vgl. F 1984). Gleichzeitig experimentiert er mit den Lebens-

formen, die ihm das schwule Milieu von San Francisco eröffnet, wo er sich öfter zu Vorlesungen und Vorträgen an der Universität Berkeley aufhält. Für einige aus der Szene wird er sogar zum »Heiligen Foucault« (Halperin 1995). Es ist vermutlich AIDS gewesen, was 1984 Foucaults rasches Sterben bewirkte. Es war die Zeit, als die neue Immunschwächekrankheit weitgehend unerkannt und nur schlecht therapierbar war.

### Foucault politisch und ethisch

Auch wenn die Texte Foucaults ab den 1970 Jahren einen Hintergrund im gesellschaftlichen Engagement ihres Autors haben, kann ein strenger Kausalzusammenhang nicht konstruiert werden. Foucault rekonstruiert die Geltung des Gefängnisses und den Sinn der Freiheitsstrafe in einem theoretisch-philosophischen Buch wie *Überwachen und Strafen*, er ist zugleich in einer Gruppe tätig, die aktiv an der Verbesserung der Lebensbedingungen der Gefangenen in Frankreich wie auch der Aufklärungsarbeit über Gefangenschaft überhaupt verpflichtet ist (vgl. DE II, 213–237). Theorie und Praxis laufen parallel, sie sind aber nicht auseinander begründbar, wie Foucault an vielen Stellen sagt und an noch mehr Stellen durch Auslassung jeglicher Kausalität deutlich bezeugt. In einem Gespräch mit Deleuze definiert Foucault die schriftstellerisch-philosophische Arbeit selbst als politische Praxis (DE II, 382–393).

Foucaults praktisch-politische Allianzen gehen soweit, dass er mit seinem philosophisch-theoretischen Gegner Jean-Paul Sartre eine verbotene maoistische Zeitschrift (*La cause du peuple*) auf der Straße verteilt, gewiss ohne sich der Illusion hinzugeben, er tue dies aus den gleichen Gründen wie der alte Mann des französischen Existentialismus. Ein Foto der beiden zeigt die Gemeinsamkeit in der öffentlichen Handlung, nicht in der Begründung dieses Tuns. Nicht einmal in den Schlachtordnungen des politischen Kampfes lässt sich Foucaults Engagement eindeutig machen, und selbst die Zeugnisse von Zeitgenossen (Colombel 1991; Schmid 1991) helfen nicht weiter, Foucault als Intellektuellen und Wissenschaftler ›aus einem Guss‹ zu verstehen,

als einen über die Streitsache identifizierbaren Kämpfer.

Nach dem ›politischen‹ Foucault bis Mitte der 1970er Jahre folgt ein wiederum veränderter, ein über ethische Probleme nachdenkender Foucault, der zur letztgültigen Ausformulierung seiner Einsichten nicht mehr kommen wird. *Der Wille zum Wissen* von 1976 war der erste Band eines Unternehmens, das Foucault »Sexualität und Wahrheit« genannt hat und das auch »Geschichte der Sexualität« betitelt ist. Foucault versucht aufzudecken, wer wir jenseits aller Unterdrückungserfahrungen selber sind, inwieweit wir uns selber zugänglich werden, auf welche Weise die Kategorien der Selbstreflexion und der Selbstbeurteilung organisiert sind. *Der Wille zum Wissen* leistet vor allem negative Arbeit und widerlegt die These von der »Repression« nicht als unwahr, wohl aber als viel zu einfach und schematisch (WW, 27 ff.). Man kann hier durchaus ein Echo der Kritik an der Psychoanalyse vernehmen, wie es Deleuze und Félix Guattari mit ihrem *Anti-Ödipus* (1972) vorgelegt haben. Auch Foucault ist gegen mechanistische Erklärungen im Bereich des Wissens und des Wollens.

Die Bände 2 und 3 von »Sexualität und Wahrheit« erscheinen im Jahr seines Todes 1984 und bezeichnen noch nicht das Ende dieses Unternehmens, denn nach *Der Gebrauch der Lüste* und *Die Sorge um sich* fehlt – laut Plan – noch ein abschließender Band über die Kodifizierung der Ethik in der Tradition christlicher Moral. Das Manuskript des Bandes ist in einer ersten Fassung abgeschlossen, aber durch die testamentarische Verfügung Foucaults, dass nichts postum veröffentlicht werden solle (Defert 2001, 105), noch nicht im Druck erschienen. (Die Veröffentlichung der Vorlesungen stellen deswegen eine Ausnahme von der testamentarischen Verfügung dar, insofern man durch kritisch erstellte Manuskripteditionen einer wilden Publikation der Foucault'schen Vorlesungen auf der Grundlage von privaten Tonbandmitschnitten vorbeugen wollte.)

Dass Foucaults letzte Bücher über die stoische Ethik handeln, dass sie Philosopheme der Antike wieder aufleben lassen und damit wieder den Boden der traditionellen Philosophie zu betreten

scheinen, hat eine Reihe von Interpreten veranlasst, hier einen Umschwung im Foucault'schen Denken zu konstatieren, gewissermaßen eine Heimkehr zu den eigentlichen Problemen nach den Irrfahrten im Gebiet strukturalistischen Denkens (Frank 1983). Andere Interpreten erkennen eine Kontinuität im Werk (Veyne 2008), selbst wenn es im Hinblick auf das Thema von Ethik und Moral unabgeschlossen bleibt, und die letzten Ausführungen auch nicht mehr durch Vorlesungen vorbereitet werden konnten.

### Foucault international

Foucault reiste häufig ins Ausland, was zu vielen Publikationen geführt hat, die in der ersten Fassung nicht auf Französisch erschienen, und an die sich nach Ländern unterscheidbare Traditionen der Foucault-Kommentierung anschließen, die bis heute Foucaults Bild stark changieren lassen. Foucault war besonders in den Jahren seiner Professur am Collège de France in vielen Ländern unterwegs. In Rio de Janeiro hat er 1973 an der katholischen Universität Vorlesungen über »Die Wahrheit und die juristischen Formen« (DE II, 669–792) gehalten, einer Vorstufe von *Überwachen und Strafen*. Dreizehn andere Texte Foucaults erschienen zuerst in südamerikanischen Medien, darunter ein kurzer und wichtiger Text über das »nicht-dialektische« Denken (DE II, 527–529). In Japan hat er Vorträge eher zusammenfassender Art gehalten und dort v. a. das wachsende Interesse an seiner Person und seinem Denken zu befriedigen versucht. Sechzehn Vorträge und Gespräche Foucaults erschienen zuerst auf Japanisch. Auf Italienisch sind über zwanzig Texte Foucaults zuerst erschienen, darunter die Zeitungsartikel zur iranischen Revolution in der Tageszeitung *Corriere della Sera* und mehrere längere Interviews (DE I, 770–793; III, 186–213; IV, 51–119). In der Bundesrepublik Deutschland war Foucault in den 1970er Jahren als Kommentator politisch zerrütteter Verhältnisse gefragt, als philosophische Sphinx in Zeiten des Terrorismus und der polizeilichen Repression. Foucault besuchte beispielsweise die Inhaftierten der »Roten Armee Fraktion« in Stuttgart-Stammheim (Eribon 1991, 176–190). In den USA

waren seine Gespräche in den allerletzten Lebensjahren besonders intensiv; die meisten kreisten um den Themenbereich Subjekt, Technologie und Macht.

Was Foucault hilft, in verschiedenen Ländern schnell bekannt und diskutiert zu werden, ist der kritische Akzent seiner Philosophie, die zugleich keine Ähnlichkeit mit einer ›linken‹ Kritik am Spätkapitalismus aufweist. In einem 1974 vom holländischen Fernsehen aufgezeichneten Streitgespräch mit dem amerikanischen Philosophen und politischen Intellektuellen Noam Chomsky kommt die Unerhörtheit der philosophisch-politischen Position von Foucault sehr deutlich zum Ausdruck, wenn er betont, dass allein die Macht den politischen Kampf steuert, nicht die Suche nach einer ›gerechten‹ Gesellschaft (DE II, 586–637). Mit seinem skeptischen Anarchismus wurde Foucault vielen Protestlern politisch ungläubwürdig, andere Gruppen, wie beispielsweise auf dem TUNIX-Kongress in Westberlin 1978, haben ihn als Vordenker undogmatischer Interventionen adoptiert. Foucault bleibt politisch vielen ungreifbar, selbst wenn man weiß, dass er im Spanien Francos gegen die Todesstrafe protestierte. Er erscheint vielen unsolidarisch im Kampf gegen die Unterdrückung, auch wenn er am »Leben der infamen Menschen« (Titel eines unvollendeten Buchprojekts) größtes Interesse nahm und dazu Dokumente aus französischen Archiven sammelte (DE III, 309–332).

Foucault ist jenseits seiner schriftstellerischen Produktion als davon abstrahierbare Person schwer darzustellen. Was für viele moderne Philosophen gilt – dass ihr Leben durchaus banale Züge besitzt –, ist im Falle Foucaults vielleicht weniger zutreffend, und doch verschwindet auch bei ihm das bisschen private Leben immer wieder hinter der gewaltigen Textmaschine. Ob man sagen kann, er habe seinen Ideen gemäß gelebt, ist nicht zwingend und nicht falsch. Wer kann schon das Leben des Denkens in konkrete Taten umsetzen? Sicher ist, dass es kaum einen Denker aus der jüngst vergangenen Epoche der europäischen Geistesgeschichte gibt, der in seinen Produktionen so gut dokumentiert ist wie Foucault. Ebenso klar steht das Diktum Foucaults, das Verlangen nach Identität sei Angelegenheit der Polizei, in

Spannung zu jedem Versuch einer Würdigung von Leben, Werk und Wirkung. Man kann nicht alles um jeden Preis in Einklang bringen und in eine einzige Figur konzentrieren. Eher könnte man versuchen, die Elemente dieser intellektuellen Existenz in diejenigen Einheiten auseinanderzulegen, die uns heute etwas sagen. So müsste man auch dem späten Foucault nicht widersprechen, der danach verlangte, »anders zu werden, als man ist«.

## Literatur

- Blanchot, Maurice: *Michel Foucault*. Tübingen 1987 (frz. 1986).
- Colombel, Jeannette: Poetische Kontrapunkte. In: Schmid 1991, 241–259.
- Defert, Daniel: Zeittafel [Chronologie]. In: Michel Foucault: *Schriften I*. Frankfurt a. M. 2001, 15–105.
- Derrida, Jacques: Cogito und die Geschichte des Wahnsinns. In: Ders.: *Die Schrift und die Differenz*. Frankfurt a. M. 1972, 53–101 (frz. 1967).
- Eribon, Didier: *Michel Foucault. Eine Biographie*. Frankfurt a. M. 1991 (frz. 1989).
- : *Foucault und seine Zeitgenossen*. München 1998 (frz. 1994).
- Frank, Manfred: *Was ist Neostrukturalismus?*. Frankfurt a. M. 1983.
- Halperin, David M.: *Saint Foucault. Towards a Gay Hagiography*. Oxford 1995.
- Kant, Emmanuel: *Anthropologie d'un point de vue pragmatique. Traduction de Michel Foucault. Précédé de Michel Foucault, Introduction à l'Anthropologie*. Paris 2008.
- Macey, David: *The Lives of Michel Foucault*. London 1993.
- Miller, James: *Die Leidenschaften des Michel Foucault. Eine Biographie*. Köln 1995 (amerik. 1993).
- Pinguet, Maurice: Die Lehrjahre. In: Schmid 1991, 41–50.
- Schiwy, Günther: *Der französische Strukturalismus. Mode – Methode – Ideologie* [1969]. Reinbek bei Hamburg 1984.
- Schmid, Wilhelm (Hg.): *Denken und Existenz bei Michel Foucault*. Frankfurt a. M. 1991.
- Veyne, Paul: *Foucault. Die Revolutionierung der Geschichte*. Frankfurt a. M. 1992 (frz. 1978).
- : *Foucault: Sa pensée, sa personne*. Paris 2008.

Ulrich Johannes Schneider

## II. Werke und Werkgruppen

### Einführung: Konzeptualisierungen der Werke Foucaults

Den inneren Zusammenhang von Foucaults Schriften zu entschlüsseln, erscheint auch heute noch als Herausforderung. Entsprechend groß ist die Zahl der inzwischen publizierten Sammelbände und Monographien. Auch wenn sich in manchen dieser Publikationen hartnäckig das Vorurteil hält, in der wissenschaftlichen Foucault-Rezeption könne aufgrund der Spaltung der Kommentatoren in radikale Kritiker und euphorische Befürworter Foucault'schen Denkens »von ausgewogenen [...] Analysen bisher noch kaum die Rede sein« (Taureck 1997, 133), so hat diese Rezeption inzwischen ein beachtliches Niveau erreicht, ohne dass allerdings in entscheidenden Fragen der Werkinterpretation Einstimmigkeit erzielt worden wäre. Dies gilt nicht zuletzt für die Frage einer möglichen Konzeptualisierung und Einordnung des Werkganzen. Zu Recht weist Ulrich Johannes Schneider in seiner Foucault-Monographie darauf hin, dass diesbezügliche Versuche sich zwei Hauptgefahren ausgesetzt sehen (vgl. Schneider 2004, 22). Deren erste bestehe darin, Foucaults Werk pauschal unter Kategorien wie Post- oder Neostrukturalismus zu subsumieren (vgl. exemplarisch Frank 1983), die zweite drohe durch Foucaults Selbstinterpretationen seiner eigenen Arbeiten. In der Tat sind diese Äußerungen meist strategischer Natur und haben die Funktion, sein bisheriges Werk in Bezug auf ein aktuelles Projekt zu verorten und dabei Widersprüche zwischen den verschiedenen Phasen seiner theoretischen Arbeit einzuebnen. Dies gilt nicht zuletzt für den Versuch einer theoretischen Standortbestimmung in der *Archäologie des Wissens*, die vielfach als Darstellung der methodologischen Basis der materialen Analysen Foucaults missverstanden wurde. Denn einerseits

hat sich das hier entwickelte Begriffs- und Methodenarsenal von den historischen Analysen der sechziger Jahre bereits zu weit entfernt, als dass man dort einfach sehen könnte, wie es funktioniert, andererseits kommen in *Überwachen und Strafen*, dem nächsten größeren Buch Foucaults, schon wieder neue Begriffe zum Einsatz.

Konträr zu den in jeder Phase seiner theoretischen Entwicklung zu beobachtenden Versuchen, seinem Œuvre jeweils von neuem zusammenhängende Konturen zu verleihen, stehen aber Aussagen wie jene berühmte Formulierung aus der *Archäologie des Wissens*, in der er sich gegen die Forderung verwahrt, er »solle der gleiche bleiben« (AW 30), sich also auf eine theoretische Identität fixieren lassen. Dieser Aussagengruppe lassen sich auch die folgenden, nicht minder prominenten Sätze aus dem Jahre 1975 zurechnen: »Alle meine Bücher [...] sind, wenn Sie so wollen, kleine Werkzeugkisten. Wenn die Leute sie öffnen und sich irgendeines Satzes, einer Idee oder einer Analyse wie eines Schraubenziehers oder einer Bolzenzange bedienen wollen, um die Machtssysteme kurzzuschließen, zu disqualifizieren oder zu zerschlagen, unter Umständen sogar diejenigen, aus denen meine Bücher hervorgegangen sind ... nun, umso besser!« (DE II, 887 f.).

Der die Einheit des eigenen Werks in Frage stellende dekonstruktive Gestus dieser Aussage ist die andere Seite Foucault'scher Selbstdarstellung. Doch ist der Widerspruch zwischen diesen beiden Seiten nur ein scheinbarer. Dass sich »die außergewöhnliche Kohärenz« seines Denkens gerade »in der Gefährdung seiner selbst, [...] im Mut zur ständigen Problematisierung seiner eigenen Position« erweist (Revel 2004, 42), und dass es somit nur darum gehen kann, sein Werk jenseits der falschen Alternative Kontinuität versus Diskontinuität zu analysieren, ist seit längerem eine entscheidende Einsicht der Foucault-Forschung. Zum Scheitern verurteilt ist deshalb jeder Versuch, die Einheit des Foucault'schen

Werks in einer homogenen oder sich kontinuierlich entwickelnden Methode zu suchen. Zu Recht betont Philipp Sarasin in seiner 2005 erschienenen Einführung in Foucaults Werk, dass eine solche Methode nicht existiert und dass sich Foucault dessen auch bewusst gewesen sei. Da sein Œuvre die die Moderne prägenden Macht-, Diskurs-, und Subjektverhältnisse immer wieder aus unterschiedlichen Perspektiven untersuche, so dass seine Bücher erkennbar um ähnliche Fragen kreisen, ohne dabei deckungsgleiche Antworten zu liefern, gehe es nicht darum, eine »nachträgliche Vereinheitlichung herzustellen« oder gar »sein Denken [zu] systematisieren«, sondern »Foucaults Denkbewegungen nachzuzeichnen« (Sarasin 2005, 13).

In pointierter Form findet sich diese Position auch in Petra Gehrings Foucault-Monographie: »Definiert man ›Methode‹ als den angebbaren Weg zur vergleichenden Wiederholung, so sind Foucaults Verfahren kein Vorgehen im methodischen Sinn« (Gehring 2004, 155). Foucaults Texte seien vielmehr singulär, sowohl, was ihre je spezifische Vorgehensweise, als auch, was ihre jeweilige ›literarische Komposition‹ anbetreffe. Legitim erscheint daher allenfalls die Frage nach dem Minimum an Allgemeinheit, das den Fragehorizont Foucaults ausmacht. Auf der Suche nach einem solchen zentralen Leitmotiv hat sich die Forschung vorwiegend an die späten Selbstbeschreibungen Foucault'scher Theoriebildung gehalten. So konnte sich beispielsweise die These, die verschiedenen Werkphasen stellten »konstruktive Teilmengen einer neuen Konzeption des Subjekts dar« (Kögler 2004, 184), durchaus auf Foucault berufen (s. Kap. IV.26). In seinem 1982 veröffentlichten Nachwort zur Monographie von Dreyfus und Rabinow heißt es über das Ziel seiner Arbeit der »letzten zwanzig Jahre«: »Es ging mir nicht darum, Machtphänomene zu analysieren oder die Grundlagen für eine solche Analyse zu schaffen. Vielmehr habe ich mich um eine Geschichte der verschiedenen Formen der Subjektivierung des Menschen in unserer Kultur bemüht. Und zu diesem Zwecke habe ich Objektivierungsformen untersucht, die den Menschen zum Subjekt machen« (DE IV, 269). In eine ähnliche Richtung geht der Vorschlag Schneiders, Foucaults Ge-

samtprojekt auf die von ihm in einem Anfang der 1980er Jahre von ihm selbst verfassten und in seinem Todesjahr 1984 erschienenen Lexikonbeitrag gebrauchte Formel einer »Kritischen Geschichte des Denkens« zu bringen (vgl. Schneider 2004, 22). Es gehe ihm – so Foucault in diesem zunächst unter einem Pseudonym erschienenen und in der Tat von großer Distanz gegenüber der eigenen Arbeit geprägten Text – um »die Regeln, nach denen mit Bezug auf bestimmte Dinge das, was ein Subjekt sagen kann, der Frage des Wahren und des Falschen untersteht«, also um die reziproke Frage, unter welchen Bedingungen ein Subjekt »zum legitimen Subjekt dieser oder jener Erkenntnis« und »unter welchen Bedingungen eine Sache zum Objekt für eine mögliche Erkenntnis« werden könne (vgl. DE IV, 777). Damit ist nicht nur der interdisziplinäre, alle Kulturwissenschaften betreffende Aspekt Foucault'schen Forschens benannt, sondern auch sein vorrangiger Gegenstand. Dass hierbei die Frage der Subjektkonstitution eine so zentrale Rolle spielt, könnte man angesichts der Tatsache, dass Foucault in den 1960er Jahren gerade durch die provokante These vom ›Tod des Subjekts‹ berühmt geworden ist, zunächst für ein Missverständnis halten. Aber dieses Missverständnis entpuppt sich bei näherem Hinsehen als scheinbares. Foucaults frühe Polemik richtete sich gegen jegliche universalistische, also transzendentalphilosophische oder ontologische Theorie des menschlichen Subjekts. Sein eigenes Denken »in der Leere des verschwundenen Menschen« (OD, 412) rekonstruiert jene Produktions-, Macht- und Sinnverhältnisse, jene historisch-sozialen Praktiken, in denen sich Subjektivität als Erkenntnisgegenstand historisch konstituiert. Kritik einer Theorie des Subjekts durch Rekonstruktion der historischen Modi und Möglichkeitsbedingungen von Subjekt-Objektbeziehungen – auf diese sehr allgemeine Formel kann man Foucaults Forschungsprogramm durchaus bringen.

Als mindestens ebenso riskant wie das Vorhaben, die philosophisch-historische Arbeit Foucaults auf einen allgemeinen Nenner zu bringen, erscheint der Versuch ihrer Phasierung. Das zeigt ein Blick auf die unterschiedlichen Modelle, die die Forschung hierzu vorgelegt hat. Während im

Anschluss an Dreyfus/Rabinow (1987) häufig zwischen einer Phase der Aussagen- bzw. Diskursanalyse und einer späteren Phase der Machtanalyse unterschieden wird, findet sich bei Deleuze (1987) eine Einteilung in drei Werkphasen (»Wissen«, »Macht«, »Subjektivierung«). Fink-Eitel (1989) wiederum schlägt ein Vier-Phasen-Modell vor, wenn er Deleuzes erste Phase im Anschluss an Kammler (1986) noch einmal in eine Phase der frühen Archäologien (»Das Andere und das Gleiche«) und eine methodologische Phase (»Die Archäologie des Wissens«) unterteilt. Auch Schneider votiert für eine Einteilung des Werks in vier Phasen, wobei er allerdings der ersten Foucaults Arbeiten über das Normale und das Pathologische zurechnet, während *Die Ordnung der Dinge* und *Die Archäologie des Wissens* einer Phase der Problematisierung des Denkens zugeordnet werden (vgl. Schneider 2004, 225–223). All diese Phasenmodelle weisen eine gewisse Plausibilität auf, stoßen angesichts der Tatsache, dass es sich bei der Wandlung des Foucault'schen Denkens eher um Akzentverschiebungen handelt als um eine simple Abfolge, aber auch an gewisse Grenzen (vgl. Waldenfels 2003, 24).

Zu ergänzen bleibt, dass die verschiedenen Etappen des Foucault'schen Theoriebildungsprozesses von Neuinterpretationen, Retouchen, Umdeutungen und terminologischen Verschiebungen begleitet waren. Dabei erhielten die alten Werkzeuge im jeweils neuen Werkzeugkasten nicht selten eine veränderte Funktion und Bedeutung. So bildet sich der Diskursbegriff, der in *Wahnsinn und Gesellschaft* und *Die Geburt der Klinik* noch keine wesentliche Rolle spielt, in den 1960er Jahren erst sukzessive heraus, so erfährt der Machtbegriff von Foucaults Antrittsvorlesung am Collège de France im Dezember 1970 (ODis) über die Gefängnisanalyse von 1975 bis in die späten 1970er Jahre hinein entscheidende Modifikationen. Entsprechendes gilt für die Begriffe »Archäologie« und »Genealogie«. Man hat die Tatsache, dass Foucault mit Beginn der 1970er Jahre für die Bezeichnung seiner Tätigkeit häufiger den letzteren wählt, als einen Perspektivwechsel von der Analyse der synchronen Strukturen der Diskurse zur diachronen Untersuchung ihrer

»Herkunft« aus Macht- und Gewaltverhältnissen interpretiert (vgl. Sarasin 2005, 120). Doch ist auch seine Verwendung der Begriffe »Diskurs« und »Macht« alles andere als konstant. Keines der in der Forschung gängigen Phasenschemata erfasst diese Modifikationen im Detail.

Unabhängig von der Frage, welches Phasenmodell den anderen vorzuziehen ist, muss sich jeder Versuch einer Rekonstruktion des Foucault'schen Theoriebildungsprozesses der Tatsache bewusst sein, dass dieser nicht nur durch eine mehrfache Verlagerung der Gegenstandsfelder, sondern auch durch eine damit jeweils verbundene Transformation der Verfahren und somit eine ständige Weiterentwicklung des Begriffsreper-toires gekennzeichnet ist.

## Literatur

- Deleuze, Gilles: *Foucault*. Frankfurt a.M. 1987 (frz. 1986).
- Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul: *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Frankfurt a.M. 1987 (amerik. 1982).
- Fink-Eitel, Hinrich: *Foucault zur Einführung*. Hamburg 1989.
- Frank, Manfred: *Was ist Neostukturalismus?* Frankfurt a.M. 1983.
- Gehring, Petra: *Foucault – Die Philosophie im Archiv*. Frankfurt a.M./New York 2004.
- Kammler, Clemens: *Michel Foucault. Eine kritische Analyse seines Werks*. Bonn 1986.
- Kögler, Hans-Herbert: *Michel Foucault*. Stuttgart/Weimar <sup>2</sup>2004.
- Revel, Judith: Vertikales Denken: eine Ethik der Differenz. In: Peter Gente (Hg.): *Foucault und die Künste*. Frankfurt a.M. 2004, 23–42.
- Sarasin, Philipp: *Michel Foucault zur Einführung*. Hamburg 2005.
- Schneider, Ulrich Johannes: *Michel Foucault*. Darmstadt 2004.
- Taureck, Bernhard H. F.: *Michel Foucault*. Reinbek bei Hamburg 1997.
- Waldenfels, Bernhard: Kraftproben des Foucault'schen Denkens. In: *Philosophische Rundschau* 50 (2003), 1–26.

Clemens Kammler

## 1. Schriften zu Psychologie und Geisteskrankheit

Im Januar 1954 erscheint in der Einführungsreihe »Initiation philosophique« Foucaults erstes Buch *Maladie mentale et personnalité* (im Folgenden zitiert als a), das 1962 nach der Veröffentlichung von *Folie et Déraison. Histoire de la folie* (1961) durch eine in Teilen stark überarbeitete Ausgabe mit dem neuen Titel *Maladie mentale et psychologie* (im Folgenden zitiert als b) abgelöst wird. Letztere liegt der derzeit verfügbaren deutschen Übersetzung von 1969 zugrunde (im Folgenden zitiert als dt. und bei Bedarf korrigiert). Diese ist v. a. wegen sachlicher Fehler und terminologischer Ungenauigkeiten sowie willkürlicher Kürzungen (z. B. b 3f./11f.) stark revisionsbedürftig (z. B. die Verwechslung von »Trieben« mit »Instinkten« bei Freud, b 97; dt. 125; »Todesinstinkt«, b 46/dt. 62; Verwechslung des englischen York mit dem amerikanischen New York, b 84/dt. 109, die Unkenntnis der *Erklären-Verstehen*-Debatte mit der Folge, dass statt *Verstehen* »Begreifen« als Zentralbegriff der Jaspers'schen Psychopathologie ausgewiesen wird, b 54f./dt. 72f., sowie die durchgängige Fehlschreibung des Namens *Durkheim*).

### Von Freud zu Marx und Pawlow

Ausgangspunkt ist die Frage nach den »Bedingungen«, unter denen man im »psychologischen Bereich« von »Krankheit« sprechen kann – 1954 wird die Frage allein an die Pathologie des Geistes oder Psychopathologie (»pathologie mentale«), 1962 ohne Adressateneinschränkung gestellt – sowie die Frage nach den »Bezügen« zwischen den »Tatsachen der Psychopathologie und denen der organischen Pathologie« (a 1; b 1/dt. 9). Begreift man die »Geisteskrankheit« gemäß dem Bild der »organischen Krankheit«, so unterstellt man ein »natürliches Wesen« (ab 7/dt. 16) der Krankheit, das sich – wie bei einer »botanischen Spezies« – in einer Symptomatologie identifizieren und in einer Nosographie beschreiben lässt. Das Problem der »menschlichen Einheit und psychosomatischen Ganzheit« bleibt dabei

»offen«; erst ein neues Verständnis von »organischer und psychologischer Ganzheit« (ab 8/dt. 16) und speziell für die Psychopathologie der Begriff der *Persönlichkeit* als »Wirklichkeit und Maß der Krankheit« (ab 10/dt. 19) schaffen Abhilfe. Foucault nennt als Beleg das Werk von K. Goldstein, warnt aber zugleich vor einem »Klima begrifflicher Euphorie« bei den »von Goldstein Inspirierten« – womit v. a. Merleau-Ponty gemeint sein dürfte –, das zu Lasten der »Strenge« geht (ab 11/dt. 21).

Eine »Einheitspathologie« verwirft Foucault als »künstlich« und geht den Wirkungen des ganzheitlichen Ansatzes und des »Rückgangs zum Kranken durch die Krankheit« in der organischen und der Psychopathologie je separat nach. Während die Medizin zur Erfüllung ihrer ganzheitlichen Ansprüche auf Anatomie und Physiologie zurückgreifen kann, scheitert die Psychologie mit ihrem Angebot an die Psychiatrie daran, dass der »Zusammenhang eines psychologischen Lebens« auf eine andere Weise gesichert ist »als der Zusammenhalt eines Organismus« (ab 13/dt. 23); dies führt Foucault weiter zur Schwierigkeit der Unterscheidung zwischen dem Normalen und dem Pathologischen in der Psychopathologie und zur Reflexion über das Verhältnis des »Kranken« zur »Umwelt« (»milieu«), das am Phänomen des historischen Auftauchens der Hysterie im 19. Jh. erörtert wird: Der entmündigte oder gar zwangseingewiesene Kranke werde dadurch zum »Knotenpunkt sämtlicher gesellschaftlicher Suggestionen«, was anhand entsprechender Inszenierungen des Charcot-Schülers Babinski belegt wird (ab 15f./dt. 25f.).

Der das weitere Vorgehen anzeigende Schlussabsatz weist signifikante Unterschiede zwischen den Versionen von 1954 und 1962 auf: Wollte Foucault 1954 noch den »konkreten Formen« nachgehen, die die Geisteskrankheit »im psychologischen Leben eines Individuums« annehmen kann (a 16f.), geht es ihm 1962 um die »konkreten Formen, die die Psychologie ihr hat zuweisen können« (b 16f./dt. 27), und an die Stelle der Aufgabe, »die Bedingungen zu bestimmen, die diese verschiedenen Aspekte möglich gemacht haben, und die Gesamtheit des Kausalsystems nachzu-

zeichnen, das sie begründet hat« (a 17), tritt acht Jahre später: »die Bedingungen zu bestimmen, die diesen seltsamen Status des Wahnsinns als auf jegliche Krankheit irreduzible Geisteskrankheit möglich gemacht haben« (b 17/dt. 27). Wurde 1954 der Fortgang des Buches noch durch zwei Fragen nach den »psychologischen Dimensionen« und den »realen Bedingungen« der Krankheit im Allgemeinen vorgezeichnet, so geht es 1962 nunmehr allein um die Geisteskrankheit und die »Psychopathologie als Faktum der Zivilisation«.

Im ersten Teil über »Die psychologischen Dimensionen der Krankheit« macht Foucault geltend, dass die Psychopathologie nicht »allein im zu einfachen Text der außer Kraft gesetzten Funktionen zu lesen«, sondern ebenso die »Dialektik« zwischen »positiven Tatsachen und negativen Phänomenen des Verschwindens« zu registrieren sei (ab 20/dt. 32). Was positiv verstärkt wird, erweist sich zumeist als »Automatismus«, der ein »archaisches Niveau in der Entwicklung des Individuums« anzeigt (ab 21/dt. 34). Foucault kommt erstmals auf Freud, seine »Entwicklungsformen der Neurose« und angebliche »Geschichte der Libido« sowie auf den »Glauben« der Psychoanalyse zu sprechen, »sie könne dadurch, daß sie eine Pathologie des Erwachsenen betreibt, eine Psychologie des Kindes [...] schreiben« (ab 23/dt. 36), was dann an den Arbeiten von R. Spitz, M. Klein und Freud selbst im Sinne einer Entwicklungslogik, die quasi vom »Zahnen« bis zur »Objektwahl« reicht, diskutiert wird. Dem Ödipuskomplex attestiert Foucault, die »verständnisvollste Analyse der vom Kind in seinen Beziehungen zu den Eltern erlebten Konflikte« zu sein; seine Rekapitulation der Psychoanalyse fasst er zusammen: »Kurz, jedes Stadium der Libido ist eine virtuelle pathologische Struktur. Die Neurose ist eine spontane Archäologie der Libido« (ab 27/dt. 39).

Dennoch lehnt Foucault Freuds Begriff der Libido ebenso ab wie den Begriff einer »psychischen Energie« des französischen Psychologen Janet; die analog zu Freud von Janet beschriebene Regression von komplexen auf »archaische« Verhaltensweisen (am Beispiel einer an andere gerichteten Erzählung, was komplexe temporale

und dialogische Perspektiven beinhaltet, die in der Krankheit mit dem Zurückfallen aufs Monologisieren verloren gehen) ist nur als einer der »deskriptiven Aspekte« der Krankheit aufzufassen; auch die »Identität« zwischen kranker Persönlichkeit und dem Kind oder dem »Primitiven« weist Foucault zurück (ab 30 f./dt. 44 f.). Die Analyse verschiedener Krankheitsbilder hinsichtlich ihrer Regressionsaspekte und der Stärke des Verfalls psychischer Funktionen schält dennoch ein letztes unverlierbar Humanes heraus, das dem Verfall trotzt: Der Patient »mag noch so krank sein«, er verfügt immer noch über einen »Kohärenzpunkt in der persönlichen Struktur«, »der die erlebte Einheit seines Bewußtseins und seines Horizonts gewährleistet« (ab 34/dt. 49).

Eine zweite Beschäftigung mit Freud konzediert diesem, die in der Frühphase der Psychoanalyse und in den genetischen Psychologien gängige Identifizierung von Geschichte und Entwicklung überwunden zu haben. In einem durchaus verständigen Durchgang durch verschiedene Fallgeschichten und Krankheitsbilder bekräftigt Foucault seine Ablehnung der psychoanalytischen Trieblehre und v. a. des »Todestribs«; gelten lässt er das Konzept des *Abwehrmechanismus* in seiner zweizeitigen Ausbildung mit seinem Bezug auf einen verdrängten psychischen Konflikt. Foucaults Perspektive zielt über die Psychoanalyse hinaus: »Wo das normale Individuum die Erfahrung des Widerspruchs macht, macht der Kranke eine widersprüchliche Erfahrung; die Erfahrung des Einen öffnet sich auf den Widerspruch, die des Anderen schließt sich über ihm« (ab 48/dt. 66).

Gewürdigt wird auch die phänomenologische Herangehensweise an die Geisteskrankheit, und zwar anhand des für objektivistische Verfahren schwer zugänglichen Phänomens der Angst, die »im Herzen der individuellen Geschichte verankert« niemals »durch eine Analyse naturalistischer Art reduziert werden kann« (ab 53/dt. 71); schon in der Diskussion des psychoanalytischen Ansatzes hatte er die Angst als »Prinzip« und »Grund« der Geschichte eines Individuums und als Konvergenzpunkt aller Bedeutungen des krankhaften Verhaltens bezeichnet (ab 51 f./dt. 69 f.). Wie die psychoanalytische geht die phäno-

menologische Vorgehensweise davon aus, dass das Bewusstsein des Kranken von seiner Krankheit, seine annehmende oder ablehnende Einstellung zu dieser, ein Moment der Krankheit selbst ist und Implikationen für ihre Behandlung hat. Der verstehende Ansatz der Jaspers'schen Psychopathologie postuliert den Sprung »ins Innere des krankhaften Bewußtseins«, um so »die pathologische Welt mit den Augen des Kranken selbst zu sehen«; ihr Verständnis von Wahrheit ist nicht auf »Objektivität«, sondern »Intersubjektivität« ausgerichtet (ab 54/dt. 72). Gestützt auf Arbeiten von E. Minkowski, M. Séchehayé, L. Binswanger und R. Kuhn zeichnet Foucault die veränderten Wahrnehmungen von Raum und Zeit, Mitwelt und Umwelt sowie des eigenen Körpers bei unterschiedlichen psychischen Erkrankungen nach.

Mit der Frage, ob nicht für einen Zugang zur »Subjektivität des Irrsinnigen« vielmehr die »Welt selbst« nach dem Geheimnis ihres »rätselhaften Status« zu befragen sei (ab 69/dt. 90), wechselt Foucault das Terrain. Er tut dies 1954 deutlich anders als 1962. In der Erstfassung ist der zweite Teil »Die wirklichen Bedingungen der Krankheit« überschrieben und umfasst eine Einleitung und zwei Kapitel: »Die geschichtliche Ausrichtung der Geisteskrankheit« und »Die Psychologie des Konflikts«; 1962 werden unter dem Obertitel »Wahnsinn und Kultur« »Die geschichtliche Konstitution der Geisteskrankheit« und »Der Wahnsinn, Gesamtstruktur« behandelt.

Nach der weitgehend unveränderten Einleitung in diesen Teil mit einem Exkurs über Soziologie (É. Durkheim) und Sozialanthropologie (R. Benedict) legt Foucault 1954 einen historischen Abriss der die Konstruktion der Geisteskrankheit betreffenden Begriffe, Praktiken und Institutionen vor, der mit ersten antiken, frühchristlichen und mittelalterlichen Erwähnungen von Fällen von »Besessenheit« (»energumenos«) einsetzt. Erst das 18. Jh. löst sich von der Vorstellung vom Wirken dämonischer, übernatürlicher Kräfte und beschreibt den »Wahnsinn« nunmehr als »Beraubung« (»privation«); der »Humanismus« einer Betrachtung des Wahnsinns als menschliches Phänomen verhindert nicht, dass der als wahnsinnig identifizierte »einer inhumanen Praxis der

*aliénation*« zum Opfer fällt (a 79 f.). Der vielfach verwandte Terminus *aliénation* ist extrem mehrdeutig: Philosophisch bezeichnet er die »Entfremdung«, juristisch die (an sich freiwillige, faktisch aber auch erzwungene) Aufgabe von (Freiheits-)Rechten, ökonomisch die Veräußerung, Übertragung von Kapitalien und medizinisch als *aliénation mentale* die Geisteskrankheit. Foucaults Beschreibung des Zeitalters der *aliénation* reflektiert v. a. den medizinischen und juristischen Sinn im Verfahren der »freiwilligen Internierung«; doch die diskursive Figur der Entfremdung und ihrer Aufhebung schimmert in der Konsequenz durch: »Man kann unterstellen, dass es an dem Tag, da der Kranke nicht mehr das Schicksal der *aliénation* erleidet, möglich wird, die Dialektik der Krankheit in einer Persönlichkeit zu erblicken, die menschlich bleibt« (a 83). Seit dem 18. Jh. wird der Kranke Opfer der »Ausschließung«; doch obwohl sich die Gesellschaft in ihm nicht wiedererkennt, setzt sich allmählich das Bewusstsein eines Zusammenhangs von Gesellschaft und Krankheit durch. Die Deutung der Krankheit als Regression weist Foucault als unzureichende Erklärung ab, die ebenso bei einem Oberflächenphänomen stehen bleibt wie die Pädagogik eines Rousseau oder Pestalozzi; sie sind bestenfalls »Träume von einem Goldenen Zeitalter«. Die »wahre Grundlage der psychologischen Regressionen« liegt in einem »Konflikt sozialer Strukturen«; »Konkurrenz«, »Ausbeutung«, »imperialistische Kriege« und »Klassenkämpfe« sorgen für eine »unablässig vom Widerspruch heimgesuchte Erfahrung der menschlichen Umwelt«; die »Ausbeutung« »entfremdet (*aliène*)« den Menschen in ein »ökonomisches Objekt« (a 86). Freud und die Phänomenologen werden einer Mystifizierung der Krankheit geziehen, da sie eine »Autonomie« der »psychologischen Dimensionen« unterstellen.

Im Sinne dieses damaligen marxistischen Humanismus sieht Foucault die Krankheit sowohl von »sozialen und historischen Bedingungen«, die sich in den »realen Widersprüchen der Umwelt« ausdrücken, als auch von »psychologischen Bedingungen«, die »den Konflikthalt der Erfahrung in die Konfliktform der Reaktion transformieren«, bestimmt (a 92). Das Kapitel über